

Berliner Professoren über Friedensausichten.

Hier soll nicht gewürdigt und gewertet, hier soll nur berichtet werden. An allen Fronten rasen die wildesten Kämpfe, wie kann man da vom nahen Frieden sprechen? Aber in manchen Köpfen malt sich schon eine hellere Zukunft ab, manche Männer wagen es, Erwartungen zu äußern, die durch die Siedehitze der gegenwärtigen Kriegseignisse widerlegt zu sein scheinen, die aber nicht bloß trotzdem, vielmehr vielleicht gerade deshalb gehegt und an die Öffentlichkeit gebracht werden. Wir wollen hören, was diese Männer uns zu sagen haben. Der eine ist der Historiker Professor Hans Delbrück, der andre ist Gustav Scholler. Jener benützt die Preussischen Jahrbücher, dieser die Wochenschrift „Deutsche Politik“ zur Darstellung seiner Ansichten.

Delbrück schreibt: „Werden die Russen zum Stehen gebracht, zeigt sich, daß das russische Wesen im Innern bereits zu sehr zerrüttet ist, um die Offensive noch einmal aufzunehmen, bleibt Rumänien insolgedessen neutral und erweist sich die englisch-französische Offensive an der Somme als definitiv gescheitert, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der psychologische Moment, in dem man vom Frieden sprechen darf, bei unsern Gegnern bemerkbar wird. Schon in der Geheimfizierung der französischen Kammer soll die Kriegsmüdigkeit sehr stark wahrgenommen sein, und man hat

die Deputierten mit dem Hinweis auf die bevorstehende Offensive beruhigen müssen. Man nennt diesen Krieg einen Ermattungskrieg, der gewisse Analogien zur Kriegführung Ludwigs XIV., Prinz Eugens und Friedrichs des Großen zeigt. Auch damals pflegten die Krieger in der Weise zu Ende zu gehen, daß die Staatsmänner und Feldherren sich sagten: einen Feldzug, was damals bedeutete ein Jahr, wollen wir es nun noch versuchen, und wenn wir dann nichts erreicht haben, mögen die Friedensverhandlungen beginnen. So etwa wird man auch den jetzt auf allen Fronten angelegten Angriff unserer Gegner einzuschätzen haben.“ Allerdings salviert sich Delbrück so gleich einigermaßen, indem er meint, wir seien „also prinzipiell noch fern von jeder Friedensausicht“, aber dann rechnet er doch damit, „daß ein ziemlich plötzlicher Wandel eintritt und irgendein Angebot an uns herantritt“. Auch die Friedensvermittlung des Präsidenten Wilson tauche wieder auf.

In einem bemerkenswerten Parallelismus zu dieser Ansicht bewegt sich die Auffassung Schollers. Der berühmte Gelehrte spricht vom „wahrscheinlich bald kommenden Frieden“, und er fährt fort: „Der Frieden muß ja bald kommen, weil Rußland ganz erschöpft ist, weil Frankreichs Volkswohlstand halb vernichtet ist, weil Italien seinen Irrtum einzusehen beginnt, weil Großbritanniens Mittel auch nicht unerschöpflich sind, weil die Vereinigten Staaten den Frieden haben wollen und zuletzt, weil Deutschland und Oesterreich-Ungarn zwar die Sieger sind, aber auf jeden Frieden einzugehen bereit sind, der dem bisherigen Kriegsergebnis entspricht.“

Somit rechnet Delbrück mit einem „ziemlich plötzlichen Wandel“ und einem Angebot von der Gegenseite, Scholler aber ist, und zwar kaum mit Einschränkungen, überzeugt davon, daß „der Friede bald kommen muß“. Darüber ließe sich nun vieles sagen, mit Zustimmung und mit Einwendung, aber ob man sich so oder so stellt, jedenfalls muß die drängende Pflicht des Tages erfüllt werden, der Viererband muß lernen, daß alle seine Anstrengungen, die Mittelmächte zu zwingen, vergeblich sind und bleiben werden. Dies wird er erfahren, dies weiß er schon jetzt. Welche Folgen er aus seinen furchtbaren Werbelassen ziehen will, wird und muß, das bleibt ihm überlassen. Wir hinter unsern unzerstörbaren Wällen tapferer Leiber und glühender Herzen können es abwarten.

Inzwischen hat es seinen Reiz, auf den Spuren eines so bedächtigen, klugen und weitblickenden Beobachters wie Gustav Scholler zu gehen und dem nachzudenken, was ein solcher Mann, bald deutlich und bald andeutend, uns an Betrachtungen und Hoffnungen zu bieten hat. „Die Viererbandsmächte“, so schreibt er, „wollen den Frieden, aber nur um den Preis einer Demütigung des Siegers. Sie faszeln davon, sie hätten größere Flächen deutschen Koloniallandes besetzt als die Verbündeten an französischen, belgischen, russischen, serbischen Gebieten. Daher seien sie die Sieger. Von solchen Wahnvorstellungen werden sie lassen müssen. Sie werden es aber erst nach weiteren Niederlagen tun, nach weiterer Verschärfung ihrer schlechten wirtschaftlichen inneren Lage.“

Die Zentralmächte können ihnen den Entschluß zum Frieden erleichtern, wenn sie in ihren Siegesansprüchen gemäßigter auftreten. Das ist aber leichter gesagt als getan. Eine deutsche Regierung, welche auf jede Machterweiterung und jede Kontribution verzichtete, grübe sich selbst ihr Grab. Das deutsche Volksgesühl würde sich nach so großen Blutsopfern und so großen Siegen wie ein Mann dagegen erheben.

Die große Frage ist, wo liegt der Punkt zwischen unverantwortlicher Schwäche und Friedensliebe und der weitsichtigen Klugheit, die trotz unserer Siege uns Mäßigung aus Rücksicht auf die Zukunft auferlegt? Die Stimmen in Deutschland zerfallen in drei Gruppen. Das Siegesgefühl, die patriotische Begeisterung und das wirtschaftliche Interesse verlangen in begreiflicher Gemütsregung einen möglichst großen Siegespreis. Eine fast überschlaue, in die Zukunft blickende Mäßigung will sich fast mit dem Status quo ante beruhigen. Die Mehrzahl der vernünftigen Leute, einschließlich der Regierung, hält die Mitte zwischen den beiden Extremen. Nach